

Stephanie Zibell

Der Schatz der Nibelungen

Frau Doktor Steinbuchs erster Fall
Ein Krimi zwischen Rheingau und Mittelrheintal

Inhaltsverzeichnis

Der geheimnisvolle Brief

Die Jagd beginnt

Cubaner

Ruben von Mintz

Matthias, der Schmied

Erleuchtung

Das zweite Rätsel

Der gute Werner

Das dritte Rätsel

Das vierte Rätsel

Showdown

Epilog

Weitere Bücher von Stephanie Zibell (Auswahl)

Der geheimnisvolle Brief

Seit mehreren Jahren opferte ich einen Großteil meiner Freizeit der Abfassung meiner Dissertation. Jeden Donnerstag- und Freitagabend verbrachte ich am Schreibtisch. Gleiches galt für Samstag- und Sonntagvormittag. Von früh um acht bis mittags um eins blätterte ich mich durch Bücher und Fachzeitschriften, entzifferte und übersetzte handgeschriebene Texte aus dem Lateinischen ins Deutsche, beschrieb Unmengen von Notizzetteln und versuchte anschließend, aus dieser Gemengelage ein paar kluge Sätze zu formulieren, die ich in den Computer eintippte. Die meisten davon fand ich schon in der nächsten Woche so grauenvoll und so dilettantisch, dass ich sie sofort wieder löschte, um hernach von vorne zu beginnen. Kein Wunder also, dass ich über meiner Arbeit, die sich mit der Bedeutung der Laienbrüder, der sogenannten Konversen, für die Zisterzienserabtei Eberbach im Rheingau beschäftigte, alt und grau wurde, ohne dass der Umfang meine Doktorarbeit nennenswert zunahm.

Aber ich gab trotzdem nicht auf. Ich musste diese Dissertation fertigstellen, weil ich endlich „Frau Doktor“ sein wollte! Dabei war ich es seit langem gewöhnt, so angesprochen zu werden, denn mein Mann ist promovierter Mediziner und betreibt in dem Rheingau-Dorf, in dem wir wohnen, eine gut gehende Hausarztpraxis. Wenn mich die Leute auf der Straße treffen, rufen sie mir freundlich „Guten Tag, Frau Doktor Steinbuch“ zu, und wenn sie mich über meinen Mann grüßen lassen, dann sagen sie „Bitte richten Sie der Frau Doktor meine besten Empfehlungen aus“. Dabei wissen alle, dass ich gar keinen Doktor-Titel habe. Ich

bin also das, was man so schön am Standesamt promoviert nennt. Und das stört mich ganz gewaltig. Deshalb schleppe ich mich immer wieder an den Schreibtisch und quäle mich mit meiner Dissertation herum, während mein Mann joggt, mit den Kindern ins Schwimmbad geht oder seine Mutter besucht. Den Rest der Woche verbringe ich in der Praxis meines Mannes, oder ich widme mich der Aufzucht und Pflege unserer Nachkommenschaft. Nicht, dass Sie denken, ich hätte montags bis mittwochs frei und läge darüber hinaus den ganzen Donnerstag und Freitag bis abends auf der faulen Haut. Das wäre zwar schön, ist aber leider nicht der Fall.

So, und jetzt lassen Sie mich berichten, was mir an einem Samstagvormittag zustieß:

Ich saß wie gewohnt an meinem Schreibtisch. Neben mir, auf dem Fußboden, lagen zwei Stapel Bücher, die ich durchsehen musste. Ich hatte sie mir am Tag zuvor aus der Hochschul- und Landesbibliothek RheinMain in Wiesbaden geholt. Zweifellos zählten die meisten der von mir entliehenen Werke nicht zu den „Rennern“ im Bestand der Bibliothek. Ich spreche von Titeln wie „Grundbesitz und Güterverwaltung des Klosters Eberbach im Rheingau 1136-1250“, „Wirtschaftsverwaltung des Klosters Eberbach im Rheingau 1423-1631“, „Das Exordium magnum ordinis Cisterciensis des Klosters Eberbach im Rheingau“ oder „Homilae 9 et 13 expositionis super Evangelium in Cena Domini Oglerii de Trino“. (Die Autoren mögen mir meine Einschätzung bezüglich der Verleihzahlen verzeihen; aber sie wissen ja schließlich selbst, dass ein ambitioniertes und von Sach- und Fachkunde zeugendes Werk nicht automatisch zum Publikumsliebbling avanciert. Und darüber hinaus habe ich allen Grund für meine Behauptung; wieso, das werden Sie gleich noch erfahren!)

Ich saß also da und las, und weil es sich bei einigen der von mir geborgten Bücher um ziemlich alte Schinken handelte, musste ich, wenn ich nichts beschädigen wollte, beim Umblättern sehr, sehr vorsichtig sein. Das galt insbesondere für das „Exordium magnum“. Als ich im hinteren Drittel des Werkes angelangt war, stellte ich plötzlich fest, dass die Seiten an einer bestimmten Stelle aufklappten. Ich wunderte mich etwas, denn bis dahin hatte ich desgleichen nicht bemerkt. Das Papier war ziemlich schwer, und die Seiten schlugen daher nicht von selbst um. Darüber hinaus gab es nach meiner bisherigen Erkenntnis auch keine Stelle in dem Buch, die besonders häufig von den Lesern nachgeschlagen worden war, was den eben geschilderten Aufklappeffekt zur Folge gehabt hätte. Weil ich natürlich wissen wollte, was sich hinter dem Phänomen verbarg, legte ich ein Lesezeichen an die Stelle, an der ich die Lektüre unterbrochen hatte und blätterte vorsichtig einige Seiten weiter. Auf diese Weise stieß ich auf den Brief.

Er bestand aus zwei relativ dünnen, leicht vergilbten Blättern, dessen Vorder- und Rückseiten eng beschrieben waren. Die Handschrift wirkte elegant und leichtfüßig. Ich tippte auf eine Frau als Verfasserin. Datiert war das Schreiben übrigens auf Sonntag, den 4. Juni 1933. Jetzt gab es zwei Möglichkeiten: Entweder war der Brief von den vorangegangenen Lesern schlicht und ergreifend nicht bemerkt worden, oder das Buch hatte während der ganzen Zeit ungenutzt im Bibliotheksregal geruht, so dass der Brief überhaupt nicht entdeckt werden konnte. Ich vermutete Letzteres; erst recht, nachdem ich den Text gelesen hatte!

„Der Schatz der Nibelungen konnte gerettet werden. über viele Jahrhunderte hinweg befand er sich im Besitz der Mönche des Zisterzienser-Klosters Eberbach im Rheingau. Als aber der Konvent am 18. September 1803 aufgelöst

wurde-, weil das Kloster infolge des Reichsdeputationshauptschlusses an das Haus Nassau-Usingen als Entschädigung für dessen verlorenes Eigentum auf der linken Rheinseite fiel, holten die Brüder den Schatz aus Feinem bisherigen Versteck und verbargen ihn an einem anderen Ort. Hier ruht er seither sicher und unangetastet. Ich weiß um das Geheimnis, weil meine Vorfahren den Mönchen weiland halfen. Die alten Brüder von damals sind längst tot und haben ihr Wissen um den Verbleib des Schatzes mit in Grab genommen. Und auch meine Familie ist inzwischen ausgestorben; Jedenfalls fast. Ich bin die Letzte meiner Sippe Wenn ich die Augen schließe, gibt es niemanden mehr, der das Versteck kennt; schlimmer noch, es gibt niemanden mehr, der überhaupt weiß, dass dieser Schatz existiert!

Dass ich bald sterbe, daran besteht kein Zweifel. Ich bin schon 86 Jahre alt und spüre, wie mich Tag für Tag die Kräfte mehr und mehr verlassen. Ich kann den Schatz nicht mehr bergen. Dazu bin ich zu schwach. Natürlich könnte ich einfach Jemandem sagen, wo er sich befindet. fragt sich nur: Wem? Einem Vertreter unserer neuen Regierung? Um Gottes Willen! Bloß nicht! Irgendeinem dahergelaufenen Privatmann? Auch nicht. Wer weiß, was der damit anstellt?! Ich befinde mich also- in einer Misere: Einerseits möchte ich, dass der Schatz nicht verloren geht, andererseits will ich, dass er in ordentliche Hände gelangt.

Ich habe lange überlegt, wie ich mich aus diesem Dilemma befreien kann. Und das ist die Conclusio, zu der ich gelangt in: Ich gebe demjenigen, der diesen Brief findet, die Möglichkeit, den Schatz zu bergen. Aber dafür muss er etwas leisten, nämlich verschiedene, nicht ganz einfache Rätsel lösen. Ist ihm das gelungen, weiß er, wo der Schatz liegt; jedenfalls dann, wenn er ein bisschen zu kombinieren

versteht. Er muss nämlich Schlüsselwörter herausarbeiten, die am Schluss von größter Bedeutung sein werden. Schlichte Gemüter werden an den Aufgaben scheitern. Da bin ich mir sicher. Und weil dieser Brief in einem Buch deponiert ist, das ohnehin nur von den klügsten Nutzern der Nassauischen Landesbibliothek entliehen wird, bin ich guter Hoffnung, dass der Schatz in die richtigen Hände fällt. Der neue Besitzer wird von sich aus wissen, was damit zu tun ist.

Als dann, werter finder dieses Briefes: Viel Erfolg bei der Schatzsuche!

Hochachtungsvoll Fräulein Helene-Joyefine Wollenweber.

Postskriptum: Wer das Rheintal nicht kennt und seine Geschichten und Legenden weder liebt noch würdigt, kriegt ihn nie, den Schatz der Nibelungen.“

Der Schatz der Nibelungen? War das ein Witz? Ich ließ den Briefbogen sinken. Helene-Josefine Wollenweber versuchte ernsthaft, mir weiszumachen, dass ausgerechnet sie wusste, wo sich der Schatz der Nibelungen befand? Der Schatz, hinter dem die Menschheit seit Jahrhunderten herjagte? Ganze Landstriche waren seinetwegen umgegraben worden, und auch im Rhein hatte man nach ihm gesucht; früher mit Netzen, später dann mit modernster Technik, aber niemals mit Erfolg. Der Schatz war und blieb verschwunden. Und jetzt kam dieses Fräulein Wollenweber daher und behauptete, dass die Edelsteine und das Gold der Nibelungen Ewigkeiten im Besitz der Mönche von Eberbach gewesen seien und hernach von Mitgliedern ihrer Familie gehütet worden wären.

Ich starrte bestimmt eine halbe Stunde lang wie hypnotisiert auf den Brief. Dann riss ich mich los, griff zum Telefon und wählte die Nummer der Hochschul- und Landesbibliothek

RheinMain, wie die Institution, die Helene-Josefine Wollenweber Zeit ihres Lebens nur unter der Bezeichnung Nassauische Landesbibliothek gekannt hatte, seit dem Jahr 2011 hieß.

„Hören Sie,“ sagte ich, nachdem sich jemand von der Abteilung Bibliotheksauskunft gemeldet hatte, „ich muss wissen, wann das Buch ‚Das Exordium magnum ordinis Cisterciensis des Klosters Eberbach im Rheingau‘ von Friedrich Otto, Erscheinungsjahr 1881, das letzte Mal entliehen worden ist.“

„Nun,“ erwiderte die freundliche Dame am anderen Ende der Leitung, „seit wir mit PC arbeiten nicht mehr. Also schon diverse Jahre.“

„Ich muss es leider etwas genauer wissen,“ beharrte ich. „Haben Sie nicht noch irgendwelche alten Karteikarten, auf denen Sie nachschauen könnten?“

„Sagen Sie mal,“ antwortete die Bibliotheksmitarbeiterin, nun schon etwas weniger freundlich, „wie stellen Sie sich das vor? Wer sollte denn die Zeit haben, diesbezüglich nachzuforschen? Wir haben sowieso schon viel zu wenig Personal und viel zu viel zu tun!“

„Ich bezahle Ihnen den Stundenaufwand, keine Sorge!“ rief ich. „Berechnen Sie mir, was Sie wollen, aber ich muss wissen, wann das Buch das letzte Mal entliehen wurde, und wenn es geht, sagen Sie mir bitte auch von wem.“

Dem Tonfall der Bibliotheksmitarbeiterin war deutlich zu entnehmen, dass sie mich für völlig übergeschnappt hielt. „Wenn Sie wünschen, dass wir diese zeitintensive Recherche für Sie ausführen, bitte ich Sie, uns dies schriftlich mitzuteilen. E-Mail oder Fax genügt. Wir melden uns dann, wenn wir ein Ergebnis haben. Bis dahin bitten wir, von Nachfragen jeglicher Art abzusehen.“

„Jaja, in Ordnung,“ stimmte ich zu, warf den Hörer auf die Gabel, kritzelte ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier und jagte

es durchs Fax.

Eine Stunde später klingelte das Telefon. Es war die Hochschul- und Landesbibliothek. Durch Zufall, so berichtete mir der Mitarbeiter, der sich meiner Anfrage offensichtlich angenommen hatte, sei man sehr schnell darauf gestoßen, wer das Buch das letzte Mal entliehen habe. Dabei handele es sich um eine Dame namens Helene-Josefine Wollenweber, Jahrgang 1847, wohnhaft Wiesbaden, Schwalbacher Straße 28. Sie habe das Buch von Montag, den 15. Mai bis Montag, des 12. Juni 1933 ausgeborgt. Danach sei es lange Zeit verschwunden gewesen, bis es ein Bibliotheksmitarbeiter im vergangenen Jahr überraschend wiederentdeckt habe. Scheinbar stand es Ewigkeiten am falschen Platz. Sowas fällt selten auf. Man merkt nur, dass es nicht mehr da ist, wo es sein sollte, aber wo es abgeblieben ist, weiß man meistens nicht. Es sei denn, es fällt durch Zufall jemandem in die Hände.

„Konnte ich Ihnen mit dieser Information weiterhelfen?“ wollte der Mann von der Bibliothek schließlich wissen.

„Oh ja,“ antwortete ich, „Sie haben mir sogar sehr geholfen. Vielen herzlichen Dank dafür. Und schicken Sie mir bitte die Rechnung!“

„Aber gerne,“ erwiderte der Bibliothekar und ließ offen, ob er die erteilte Auskunft meinte oder die Rechnung.

Wie auch immer: Nach dem Telefonat mit der Hochschul- und Landesbibliothek stand fest, dass vor mir nur Helene-Josefine Wollenweber das Buch entliehen hatte. Folglich konnte niemand außer mir in den Besitz des Briefes gelangt sein und versucht haben, das Rätsel um den Schatz der Nibelungen zu lösen. Damit war weiterhin klar, dass sich niemand einen Scherz mit mir erlaubte, denn das hatte ich bis zu dem Zeitpunkt nicht ausschließen können. Immerhin war es denkbar, dass ein Witzbold den Brief verfasst und in

das Buch gelegt hatte, um sich hernach köstlich über denjenigen zu amüsieren, der sich allen Ernstes auf die Jagd nach dem Schatz der Nibelungen machte!

Die Jagd beginnt

Am Abend, als die Kinder im Bett lagen, berichtete ich meinem Mann, was vorgefallen war und zeigte ihm Helene-Josefine Wollenwebers Brief.

„Glaubst du, dass das, was da steht, wahr ist?“ fragte er zweifelnd.

„Ich weiß es nicht,“ sagte ich. „Vielleicht ist der Schatz der Nibelungen nur ein Hirngespinnst von Fräulein Wollenweber.“

„Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht,“ meinte mein Mann. Ich nickte.

„Im Prinzip haben wir nichts zu verlieren,“ fuhr er fort. „Wir haben die Rätsel und können versuchen, sie zu lösen. Wenn es klappt, ist es gut, wenn wir es nicht schaffen, geht die Welt auch nicht unter. Dann vererben wir den geheimnisvollen Brief in fünfzig Jahren einfach unseren Kindern und überlassen es ihnen, nach dem Schatz zu suchen.“

„Keine schlechte Idee,“ erwiderte ich. „Wann, denkst du, sollten wir mit der Jagd beginnen?“

„Am besten gleich,“ meinte er und rieb sich voller Vorfreude die Hände.

„Also schön,“ sagte ich, griff nach dem Rätselbogen, den Helene-Josefine Wollenweber zusammen mit dem Anschreiben im „Exordium magnum“ versteckt hatte, und las die erste Aufgabe vor:

„In Cuba schlägt es 13.49 und Indagator zwei Fliegen mit einer Klappe. Finde heraus: Was war der Vater für den Sohns? und: Ein peinliches Instrument“

„Aha,“ sagte mein Mann mit enttäuschem Gesicht. „Sieht mir verdächtig so aus, als flösse der Rätselbrief in die Erbmasse unserer Kinder ein. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wovon die Gute spricht.“

„Nun wirf mal nicht gleich die Flinte ins Korn!“ riet ich. „Mir scheint, die liebe Helene-Josefine zwingt uns, ganz schön um die Ecke zu denken.“

„Also, wenn ich Cuba höre, dann fällt mir Fidel Castro ein. Außerdem uralte Ami-Straßenkreuzer, dicke Zigarren, Rum und – naja,“ er lächelte, „Cuba Libre. Nicht das schlechteste Getränk. Hätte ich mal wieder Lust drauf. Haben wir noch weißen Rum und ein paar Limetten zum Auspressen?“

„Ich denke schon,“ sagte ich. „Cola ist auch da. Steht im Kühlschrank.“

Während mein Mann frohgemut die Ingredienzien für zwei ziemlich überdimensionale Cuba Libre zusammentrug – denn, so erklärte er, er mache sich schließlich nicht die Mühe, frische Limetten zu pressen, um dann einen teelöffelgroßen Drink zu produzieren – also, während er vor sich hin summend die Longdrinks fabrizierte, grübelte ich darüber nach, was das Fräulein Wollenweber wohl mit Cuba gemeint haben könnte. Als mein Mann die randvollen Gläser mit einem fröhlichen „Servido!“ auf den Wohnzimmertisch stellte, war ich des Rätsels Lösung leider noch keinen Schritt näher gekommen. Vielleicht würde mich der Drink beflügeln.

„Oh, lecker,“ stellte ich nach dem ersten – ziemlich großen – Schluck fest. „Ob Helene-Josefine Cuba Libre kannte?“

„Möglich wäre es,“ antwortete mein Mann. Gibt’s schon seit dem Ende des spanischamerikanischen Krieges 1898. Damit haben die Amis die Befreiung der Insel Cuba von der spanischen Besatzung gefeiert. Deshalb ja auch: Cuba Libre! Freies Cuba!“

„Die Insel Cuba kann die Wollenweber unmöglich gemeint haben,“ brummelte ich nachdenklich. „Das Cuba unseres lieben Fräuleins muss hier in der Region gewesen sein. Erinner dich doch an das, was sie geschrieben hat: „Wer

das Rheintal nicht kennt und seine Geschichten und Legenden weder liebt noch würdigt, kriegt ihn nie, den Schatz der Nibelungen.“

Mein Mann, er heißt übrigens Martin mit Vornamen, nickte zustimmend.

„Wahrscheinlich werden wir uns einen Berg Bücher zur Regionalgeschichte zulegen und sie darüber hinaus gründlich studieren müssen,“ meinte er. „Sonst kriegen wir nie heraus, was das Fräulein meint.“

Und so kam es, dass ich am übernächsten Tag nach Wiesbaden fuhr, in eine große Buchhandlung ging und mich mit Werken zur Geschichte des Rheintals zwischen Rheingau und Mittelrhein eindeckte. Die zunächst etwas mürrische Verkäuferin, deren Morgenplausch mit einer Kollegin ich energisch unterbrochen hatte, wurde mit jedem Buch, das ich in den Warenkorb legte, freundlicher. Wahrscheinlich war sie umsatzbeteiligt. Dann jedenfalls hatte sie mit mir als Kundin das große Los gezogen, denn ich kaufte gnadenlos alle Werke zum Thema, die in dem Laden vorrätig waren. Nachdem die liebenswürdige Verkäuferin dann auch noch zu der Erkenntnis gelangt war, dass sämtliche Hundert-Euro-Scheine, die ich ihr an der Kasse in die Hand gedrückt hatte, echt waren, bot sie mir nach reiflicher Überlegung sogar an, mir eine – eine! – Tüte zu geben. Ich lehnte dankend ab und erkundigte mich stattdessen, ob es ihr nicht möglich sei, die ungefähr siebzig Bücher jeweils als Geschenk zu verpacken. Daraufhin fiel sie in Ohnmacht. Sogleich eilte der Filialleiter herbei, entschuldigte sich mindestens tausendmal für seine Mitarbeiterin und erklärte mir, dass ich auf keinen Fall denken solle, dass der Service seines Ladens in dem Moment ende, da die Ware verkauft worden sei. Er werde höchstpersönlich dafür sorgen, dass die Bücher zu mir nach Hause transportiert würden, denn ich könne ja unmöglich siebzig Bücher schleppen; nicht einmal dann, wenn ich eine